



Life according to polaroid: Kalifornische Mythen

Die deutsche Fotokünstlerin Stefanie Schneider, 1968 in Cuxhaven geboren, lebt seit dem Abschluß ihres Film- und Fotografiestudiums an der Essener Folkwangschule 1996 in der Filmmetropole Hollywood, deren Glitzerwelt sie schon immer fasziniert hat. Hier beginnt sie mit Serien von Polaroidbildern. In Los Angeles liegen Mythos und Realität eng beieinander, es gibt kaum eine Straße oder einen Ort, den man nicht schon in einem Film gesehen hat. „Die Grenzen zwischen Fiktion und Erfahrung verwischen“, sagt Stefanie Schneider selbst. Die Nähe zum Kino schlägt sich deutlich in ihren Werken nieder. Mit befreundeten Schauspielern inszeniert sie fiktive Filmszenen, die sie mit der Kamera festhält. Bevorzugte Schauplätze sind die Wüstenlandschaften in der Umgebung der Stadt. Dabei entstehen Bilder, die uns aus unserem Unterbewusstsein her bekannt erscheinen, ge-

Die Fotoserien von Stefanie Schneider wirken fast wie ein Roadmovie. Der eigenständige Charakter der Bilder und das Format verhindern jedoch ein schnelles Abspulen.



prägt von der Bilderwelt Hollywoods. Die Fotoserie „Gasoline/Cadiz Valley, CA“ beispielsweise zeigt auf sechs großformatigen Arbeiten (127 x 127 cm) einen Mann, der aus einer diffusen Wüstenlandschaft wie eine Fata Morgana auftaucht, und immer größer wird. In der Hand einen roten Benzinkanister, läßt er ein angefachtes Feuer hinter sich. Im Kopf des Betrachters entstehen nun Fragen und Interpretationsversuche: Was mag der Mann hier machen, was verbrannt haben? Man fühlt sich sofort an irgendein Roadmovie erinnert.

Dem seriellen Charakter der Standbilder, der dem Verfahren des Films nahekommt, wirkt jedoch das große Format entgegen. Die Bilder scheinen uns fast in die Landschaft einsaugen zu wollen; ein schnelles Abspulen der Bilder wird so verhindert.

Schein-reale Filmwelt

Die Serie „Long way home“ geht noch stärker auf die scheinreale Filmwelt ein. Zwei Frauen in Glitzerkleidchen staksen durch eine Wüstenlandschaft, ausgerüstet mit Sonnenbrille und Wasserpistole. Stefanie Schneider geht hier ironisch



auf das Genre des Science-Fiction B-Movies eines Ed Wood oder Roger Corman ein, die durch ihre unfreiwillige Komik in den Kultstatus erhoben wurden. Neben dem rein filmischen Bezug entstehen aber auch andere Assoziationen: Die Darstellung der zwei Frauen als „Aliens“ könnte auch ein Grundgefühl des Fremdseins und der Distanz widerspiegeln, das die Künstlerin selbst angesichts der fremden Umgebung empfindet.

Bewusste Inszenierung des unmittelbaren Augenblicks

Um diese Scheinwelten zu kreieren, bedient sich die Künstlerin raffinierter Techniken. Die Polaroidfilme, die Stefanie Schneider benutzt, sind meist überlagert. Die dadurch bedingten chemischen Veränderungen im Entwicklungsprozess erzeugen überzeichnete Farben, Unschärfen und scheinbare Fehlstellen.



Die Künstlerin arbeitet bewusst mit diesen Effekten und begrüßt die sich daraus ergebende Distanz, wobei das gleißende Wüstenlicht das Motiv zusätzlich optisch verfremdet. Durch die Vergrößerung des ursprünglichen Polaroids wird dieser Effekt noch gesteigert. Die Unschärfen, Fussel und Kratzer erzeugen ein Art Objektivhaftigkeit, die das Werk auch selbstständig bestehen lässt.

Die Bilder entstehen meist innerhalb einer Serie, wobei jedoch der eigenständige Charakter der einzelnen Bilder nicht verloren geht. Die fragmentarischen Lücken innerhalb der Erzählung, die wir mit unserer Imagination zu ergänzen versuchen, steigern die Konzentration auf die Bilder selbst, und erzeugen einen subtilen Zusammenhang in ihrer Abfolge.

Der Fotografie wird häufig vorgeworfen, sentimental zu sein, weil sie die Vergänglichkeit des Augenblicks doku-

mentiert. Diesem Vorwurf entgeht Stefanie Schneider durch bewusste Inszenierung, die nicht auf die Darstellung einer Pseudo-Authentizität abzielt, wobei jedoch genügend Platz für Spontaneität bleibt: „Der Augenblick bleibt aber immer unmittelbar. Ich plane nicht sehr viel, ich habe ein Gerüst im Kopf. Die Ausführung bleibt „dokumentarisch“. Und gerade dieses Unmittelbare ist mir wichtig.“

Andreas Heisenberger
Kunsthistoriker, Nürnberg